

Mit innerer Zustimmung entscheiden

Gewissen (lat. conscientia, wörtlich «Mit-Wissen») ist ein geisteswissenschaftlich komplexer Begriff. Mit ihm beschäftigen sich Theologie, Philosophie, Ethik oder Psychologie. Der folgende Beitrag will im Gegensatz zu einer akademischen Begriffs-Annäherung am konkreten Erleben ansetzen.

Viktor Frankl, der Begründer der Logotherapie und Existenzanalyse bezeichnete das Gewissen als «Sinn-Organ», das dem Menschen sagt, was er zutiefst für richtig hält und wofür er steht. Im eigenen Leben werden Wissenskonflikte real spürbar, wenn ich etwas tue, was in Widerspruch zu meiner inneren Stimme steht; eine Stimme, die ich höre, die zu mir spricht, die ich als die Meinige wahrnehme und die mich meint. Das ist kein rationaler Prozess. Gewissen hat viel mit (Hin-) Spüren zu tun. So versteht die Existenzanalyse das Gewissen als eine intuitive, kreative Fähigkeit der Person und nicht als eine Anwendung von Vorwissen oder erziehungsbedingter Normen. Das zeigt auf, weshalb ethische Entscheidungsprozesse dem Intuitiven und damit der Möglichkeit, Werte zu *empfinden* und Lebenswichtiges zu erfassen, genügend Raum geben sollten. Zu oft wird in der Praxis diese Dimension vernachlässigt. Mitunter hat die Intuition einen schweren Stand gegenüber der Autorität des Fachwissens, gegenüber hierarchisch Höhergestellten, gegenüber der stringenten Argumentation oder der beruflichen Erfahrung älterer Teammitglieder. Zu oft wird sie als wichtige Wahrnehmungsperspektive im technisch-rationalen Klima von Krankenhäusern vernachlässigt. Medizinethische Entscheidungen müssen aber intuitiv überzeugen, damit alle Beteiligten einverstanden sein können und gemeinsam die Verantwortung übernehmen.

Wenn der Patientenwille zu inneren Konflikten führt

In Palliative-Care-Situationen kommt es sehr oft vor, dass Pflegende mit einem Patientenwillen konfrontiert sind, der entgegen den eigenen Wertvorstellungen steht. Der hohe Stellenwert der Patientenautonomie wird zwar allseits für gut erachtet, trotzdem kann es zu inneren Konflikten kommen, wenn der Patientenwille den (Werte-)haltungen der Pflegenden widerspricht. Das kann Pflegenden sehr zu schaffen machen und grosse Mühe bereiten, wenn sie zum Wil-

len des Patienten aufgrund ihrer eigenen Werte nicht ja sagen können. Daraus resultierende Wissenskonflikte führen zu Frustrationen, Ohnmacht und dem Gefühl, gegen die eigene Überzeugung zu handeln. Dauern solche Situationen an, und fehlt es im Alltag an Zeit, die Situationen zu reflektieren, führt das über kurz oder lang zur psychischen oder physischen Dauerüberforderung. Nicht selten geben Pflegende aus diesen Gründen ihren Beruf auf. Das folgende Beispiel zeigt, wie es in der Praxis zu Wissenskonflikten kommen kann:

Eine Patientin, Mutter von zwei kleinen Kindern, kommt mit einem offenen Tumor in die Klinik. Sie ist überzeugt von alternativer Medizin, willigt aber in eine chirurgische Behandlung ein. Eine anschließende Chemotherapie lehnt sie jedoch ab. Ärzte und Pflegende klären sie auf und beraten sie, jedoch ohne Erfolg. Sie akzeptieren den Patientenwillen, bleiben aber mit schweren Wissenskonflikten zurück. Der Patientin könnte geholfen werden. Sie hat mit einer Chemotherapie reale Chancen. Zu Hause warten ein Ehemann und zwei kleine Kinder. Wochen später kommt die Patientin erneut zur Behandlung. Es haben sich Knochenmetastasen gebildet, die eine Stabilisierung der Wirbelsäule notwendig machen. Die Situation löst viele Fragen aus. Einige im Team machen sich Vorwürfe, nicht beherzt genug aufgetreten zu sein, andere haben grosse Mühe, ihren Konflikt, ihre Wut aber auch die Ohnmacht und die Sinnlosigkeitsgefühle gegenüber der Patientin zu verbergen. Für viele ist es ein schmerzlicher Prozess, die eigenen Wertvorstellungen, die sie für zutiefst als richtig und lebensbejahend empfinden, gegenüber dem Patientenwillen zurückzustellen. Die ganze Situation löst viele Fragen über den Sinn des Erlebten und Erlittenen aus.

Hier kommt eigenes Leben ins Spiel und die Frage, wie es gelingen kann, in dieser Situation zu einem inneren Ja zu kommen. Aus existenzanalytischer Sicht ist ein inneres Ja ein «Ja» in vier Dimensionen. Es enthält ein Ja zu den Bedingungen, die man akzeptieren muss. Es enthält ein Ja zu den Gefühlen und Werten, zu denen eine Beziehung aufgenommen wird. Es enthält ein Ja zum eigenen So-Sein und zu dem, was einem selbst wichtig ist, und es enthält ein Ja zur Zukunft. Die vier Dimensionen können mit folgenden Fragen beleuchtet werden:

Thema im Fokus

Mit innerer Zustimmung entscheiden

- Kann ich angesichts dieser Situation sein? Halte ich das aus? Kann ich es annehmen und aushalten, wenn ein Mensch seinem Lebensentwurf treu bleibt und damit auch den vorzeitigen Tod in Kauf nimmt?
- Mag ich mich dem Leidvollen, Unwerten und Schmerzlichen, das ich bei der Entscheidung dieser Patientin empfinde, zuwenden? Mag ich angesichts dieser Situation leben? Oder wird *mein* Leben zu einer Last, die für mich schwer zu tragen ist?
- Kann ich in dieser Situation meinem Wesen treu bleiben, für meine Werte einstehen, ohne mich verbiegen zu müssen? Gibt es Wege, diese Patientin zu pflegen, so dass ich zu mir stehen kann?
- Sehe ich in meinem Dabeisein und Handeln in dieser Situation für *mich* einen Sinn? Gibt es eine Haltung, die es mir möglich macht, in der Betreuung und Begleitung dieser Patientin eine Aufgabe zu sehen, für die ich mich einsetzen will?

Erst ein Ja auf allen vier Ebenen macht eine wirkliche Zustimmung möglich, ein authentisches, mit *meiner* Welt abgestimmtes «Ja». So wird verständlich, dass es nicht immer leicht ist oder auch misslingen kann, zu einer inneren Zustimmung zu kommen.

Zustimmen – eine besondere Art des Ja-Sagens

Die Existenzphilosophie versteht den Menschen als ein in der Welt eingebettetes Wesen (der deutsche Philosoph Martin Heidegger nannte dies «Das In-der-Welt-Sein»). Was den Menschen prägt, ist der Wechselbezug zwischen sich und der Welt beziehungsweise zwischen sich und gegebenen *fundamentalen Tatsachen*, mit denen der Mensch konfrontiert ist, und mit denen er sich – ob er will oder nicht – auseinandersetzen muss. Auch ein Nicht-Auseinandersetzen ist eine Form der Auseinandersetzung. Diese fundamentalen Tatsachen können auch als Strukturen der Existenz bezeichnet werden. Sie beziehen sich auf vier Dimensionen: (1) die Welt, (2) das eigene Leben, (3) die eigene Person sein und (4) die Zukunft mit der damit verbundenen Aufforderung zu handeln. Aus diesen Tatsachen, denen der Mensch gegenüber steht, erwächst für ihn die Aufforderung zur dialogischen Auseinandersetzung mit ihnen, damit sich Leben existentiell gestalten lässt. Gelingt es, sich dialogisch mit diesen Strukturen auseinanderzusetzen, zustimmen



zu können, zu dem was ist, in den jeweiligen Situationen das Eigene einzubringen und innerhalb dieser Strukturen authentisch zu leben, wird erfülltes, in Freiheit und Verantwortung gelebtes Leben möglich. Längles existentielle Motivationstheorie führt weiter aus:

1. Die Welt mit ihren Bedingungen ist uns vorgegeben. Sie gibt uns Rahmen und Möglichkeiten, uns zu entfalten, sie setzt uns aber auch Begrenzungen und bringt Unerwünschtes oder Bedrohliches mit sich. Fehlt es an Kraft, dem Ängstigen, dem Schweren, dem Problematischen etwas entgegenzustellen, es auszuhalten, nicht zu weichen und anzunehmen, was nicht veränderbar ist, kann man unter belastenden Bedingungen schwerlich *dasein*. Gelingt es hingegen, von eigenen Vorstellungen zu *lassen* und die Tatsache anzunehmen, dass die Patientin im oben genannten Fall andere Zugänge zum Leben und Sterben sucht, wird die Erfahrung zugänglich, dass Dasein auch angesichts eines nicht nachvollziehbaren Patientenwillens für Pflegende möglich ist. Annehmen und Aushalten ist ein Lassen, das den Anspruch aufgibt, verstehen zu *wollen* und akzeptieren zu *müssen*.
2. Jeder Mensch hat ein eigenes Leben und eine darin innewohnende Lebensenergie. Diese Vitalität macht es uns möglich, Gefühle zu haben, die wir in Beziehungen erleben. Diese Lebendigkeit bringt Schönes und Bereicherndes mit sich, aber auch Unwertes, Leid oder Schmerzvolles. Um uns von etwas oder jemandem berühren zu lassen und dessen Wertigkeit zu empfinden, braucht es Beziehung, Zeit und Nähe. Gut ist etwas, wenn es ein Gefühl der Zugehörigkeit hervorruft. Treffen wir auf Unwertes oder Leidvolles, stellt sich die Frage: Wie fühlt sich mein Leben angesichts dieser schwierigen Situation an, mag ich so überhaupt leben? Insbesondere für Pflegende im Palliativ-

Mit innerer Zustimmung entscheiden

Care-Bereich ist es für dieses Mögen entscheidend, in Kontakt mit den eigenen Gefühlen zu sein, eine gute Beziehung zu sich selbst zu haben und darauf zu achten, dass es den Pflegenden angesichts solch belastender Situationen *gut* geht. Das eigene Wohlsein ist die Voraussetzung, um die Beziehung zum Wertvollen im Pflegeberuf nicht zu verlieren.

3. Die dritte Tatsache bezieht sich auf das Faktum, dass jeder Mensch einzigartig ist. Das stellt ihn vor die Wahl – und auch unter Zwang – als Person sich selber zu sein und sein Leben so zu gestalten, wie es seinem Wesen entspricht. Das Besondere erwächst aus dem Anderssein. In der Wahl und der Entwicklung seines So-Seins ist der Mensch nicht festgelegt. Darin liegt seine Autonomie begründet und seine Fähigkeit, stimmig (in Resonanz mit seiner inneren Stimme) zu sich und zu dem, was ihm begegnet, Stellung zu beziehen. Personsein bedeutet, auf eine ganz persönliche Art auf die Fragen des Lebens zu antworten und damit das Ursprüngliche in mir, das Echte, da, wo ich ich zu mir ja sagen kann, zum Ausdruck zu bringen. Hierin besteht auch der Unterschied zwischen Pflicht und Verantwortung: Pflicht ist etwas, das von aussen her von mir verlangt wird. Verantwortung ist der Ausdruck einer Verbundenheit zu einem Wert, den ich für mein Leben und in dieser Situation als den höchsten empfinde. «Verantwortung ist Engagement für seine Werte», schreibt Alfried Längle in «Sinnvoll leben» (Längle, 2007, 106) und beginnt mit dem Dialog zwischen «mir und mir», dem inneren Gespräch – ich mit mir. Bei ethischen Fallbesprechungen kann es leicht geschehen, dass logisch-stringente Sach- und Fachargumente das Intuitive übertönen. Mag die Theorie aber noch so stichhaltig sein: Solange sie kontra-intuitiv ist, ist sie nicht verantwortet und kann zu Gewissenskonflikten führen.
4. Wenn Menschen in der Welt *sein können, leben mögen* und ihr *Personsein* authentisch zum Ausdruck bringen, stellt sich die Frage der vierten Dimension: Auf welchen Wert in der Zukunft ist mein Handeln ausgerichtet? Welche Richtung gebe

ich meinem Handeln (Sinn)? Menschen erfahren Sinn, wenn sie ihr Tun in einem grösseren Zusammenhang verstehen und die Gewissheit empfinden, dass ihr Leben für etwas oder jemanden gut ist. Dass es sich lohnt, sich für eine Sache zu engagieren. Engagement bedeutet Hingabe zu etwas, das in einem lebendigen Zusammenhang mit meinem eigenen Leben steht. Der Sinn der oben genannten Praxissituation kann nicht vorgegeben werden, etwa durch den Berufsethos oder den Verweis auf die Patientenautonomie. Er muss von jedem Einzelnen selbst empfunden und der Situation – manchmal auch unter Ringen – entnommen werden. Sinn empfinden ist das Ergebnis der dialogischen Auseinandersetzung auf die Frage: Wo spüre ich, dass ich gefragt bin? Wo werde ich benötigt? Was kann ich angesichts des Leidvollen beitragen, das für mich einen Wert darstellt? Gibt es in dieser Situation eine Aufgabe, für die ich gebraucht werde? Viktor Frankl beschrieb dies einmal folgendermassen: «Ich kann mir nicht vorstellen, dass etwas einen Menschen mehr befähigt, subjektive Beschwerden und objektive Schwierigkeiten zu ertragen oder zu überwinden, als das Gefühl, eine Aufgabe zu haben.»

Die Frage, welche Aufgabe es bei der Patientin mit den Knochenmetastasen zu erfüllen gibt, ist eine sehr persönliche. Vielleicht mag der Sinn (auch „nur“) darin liegen, das Dilemma gemeinsam mit dem Team auszuhalten, die Beziehung zur Patientin aufrechtzuerhalten und als authentisches Gegenüber mit ihr den Weg zu gehen. Es ist aber auch zu respektieren, wenn es Einzelnen nicht gelingt, dieser Situation etwas Sinnvolles zu entnehmen. Das macht deutlich, wie wichtig Gespräche, Wertediskussionen und das gegenseitige Respektieren von emotionalen Positionen bei ethischen Fallbesprechungen sind.

Dorothee Bürgi

Dorothee Bürgi, PhD, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Institut Dialog Ethik

Gewissensfreiheit des Personals – eine Sorgeskultur

Die Gewissensfreiheit des Personals besagt, dass niemand zu einer Handlung gezwungen werden darf, die er nicht vertreten kann. Der Patientenwille hat dort seine Grenzen, wo er in die Autonomie eines anderen eingreift. Diese Argumentation steht vor dem Hintergrund des Autonomieprinzips. Betrachten wir die Praxisituation mit der Patientin, die eine Chemotherapie ablehnte, kommt aber auch ein anderes Anliegen zum Ausdruck: Die Sorge um die Patientin und die Sorge um das seelische Wohl der Pflegenden. Damit steht die Fragestellung zu Gewissensfreiheit und Gewissenskonflikten auch im Lichte des Fürsorgeprinzips. Eine Sorgeskultur ist eine bedeutsame Bedingung, um Gewissenskonflikte besser bewältigen und dem schwierig zu Bewältigenden etwas entgegenstellen zu können.

Aus einer existenzanalytischen Perspektive kann Sorgeskultur verstanden werden als *das Schaffen von Bedingungen, um Menschen in der Realisierung ihrer Existenz zu unterstützen und zu begleiten*. Ansatz und Zugang ist auch hier die dialogische Auseinandersetzung mit den existenzbegründenden Tatsachen und die daraus abgeleiteten vier existentiellen Grundmotivationen nach Längle.

1. Schutz, Raum und Halt, um dasein zu können

Schutz bedeutet, sich gegenseitig die Erfahrung zu ermöglichen, mit seinen Gewissenskonflikten und seiner Sprachlosigkeit angenommen zu sein. Raum haben bedeutet Orte zu haben, wo Pflegende mit ihren Dilemmata einen Platz haben und sich hingehört fühlen. Halt ist das, was dem Menschen Boden gibt. Dazu gehören Strukturen, Ordnungen oder Regeln. Im hektischen Klinikalltag gehen Schutz, Raum und Halt leicht unter. Ethische Fallbesprechungen schaffen genau diese Rahmenbedingungen, die aus existentieller Sicht die Voraussetzungen sind, um angesichts belastender Situationen überhaupt dasein zu können. Deshalb sind ethische Fallbesprechungen für das Personal von existentieller Bedeutung: Hier kann es losgelöst vom Alltag und innerhalb verlässlicher Gesprächsstrukturen belastende Erfahrungen austauschen, was Schutz, Raum und Halt gibt.

2. Beziehung, Zeit und Nähe, um leben zu mögen

Beziehungen sind die Voraussetzung, um Verbindendes zu fühlen und auszutauschen. Sich dem Wertvollen zuwenden heißt verweilen und Zeit einsetzen für Kostbares, für das, was wichtig und existentiell bedeutsam ist. Längle bezeichnet Zeit als den Raum, wo sich Beziehungen entfalten können. Zeitmangel hingegen verhindert Zuwendung zum Wertvollen. Damit es möglich wird, sich vom Wertvollen berühren zu lassen, braucht es auch Nähe, denn Leben erreicht uns nicht aus «sicherer» emotionaler Distanz. Diese existentielle Sicht zeigt uns auf, wie bedeutsam es ist, bei ethischen Fallbesprechungen auch das Emotionale zuzulassen. Viel zu oft werden die emotionalen Anteile in die Supervision «verbannt», und Ethik als ein Feld verstanden, in das Emotionen, das Nicht-Formulierbare oder das «Unvernünftige» nicht hingehören. Intuition ist aber wie die Reflexion genau so ein bedeutsamer Zugang zur Entwicklung von Erkenntnis und evidenten Wahrheiten.

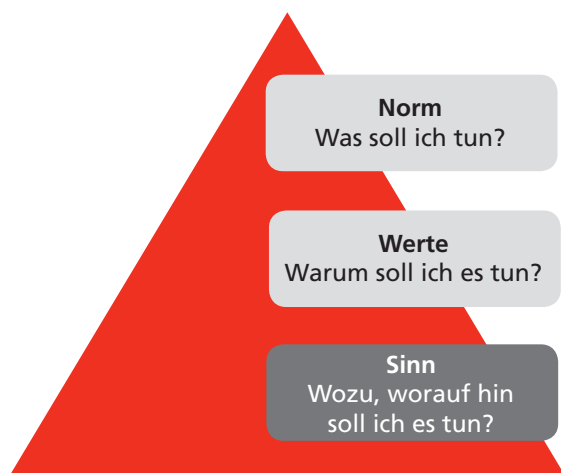
3. Beachtung, Gerechtigkeit und Wertschätzung, um selbstsein zu dürfen

Gesehen und beachtet werden ist eine Voraussetzung, um das Gefühl zu entwickeln, *so sein zu dürfen*. Gerechtigkeit und Wertschätzung sind die beiden weiteren Voraussetzungen für die Entwicklung des eigenen So-Seins. Gerechte Behandlung erfahren gibt die Gewissheit, dass mir das Eigene zugestanden wird. Und in der Wertschätzung erfahren Menschen, dass das Eigene nicht nur anerkannt wird, sondern auch wertvoll ist. In einem authentischen und partnerschaftlichen Dialog stehen sich Menschen als einzigartige Individuen mit einer eigenen Identität gegenüber. Sie dürfen so sein, können zu dem stehen, was sie tun und identifizieren sich mit dem Eigenen. Indem wir Sorge dafür tragen, dass Menschen Beachtung, Gerechtigkeit und Wertschätzung erfahren, schaffen wir nicht nur Voraussetzungen für das Realisieren von Existenz, sondern auch konstitutive Qualitäten für den Umgang mit Gewissenskonflikten.

Gewissensfreiheit des Personals – eine Sorgekultur

4. Tätigkeitsfeld, Kontext und Werte in der Zukunft, um für etwas oder jemanden zu sein (Sinn).

Menschen erleben ihr Dasein als sinnvoll, wenn sie angesprochen sind von Situationen und Aufforderungen, die etwas mit ihnen persönlich zu tun haben. Dort, wo etwas in grösseren Zusammenhängen erkennbar und erlebbar ist, sagen wir: «Es ergibt Sinn». Da, wo Zusammenhänge fragwürdig werden oder verloren gehen, wo der Mensch nicht mehr weiss, *wozu* er etwas tut, kommen Gefühle der Sinnlosigkeit auf. Um Sinn zu erfahren, brauchen Menschen ein Tätigkeitsfeld, einen Strukturzusammenhang und einen Wert in der Zukunft, für den es sich lohnt, sich zu engagieren. Tätigkeitsfelder sind dort, wo ich mich zuständig fühle, wo es auf mich ankommt und wo ich gebraucht werde. Eine Tätigkeit wird aber erst dann zur Aufgabe, wenn sie in einem lebendigen Zusammenhang steht und darauf ausgerichtet ist, zu einer als gut erlebten Entwicklung beizutragen (Werte in der Zukunft). Gewissenskonflikte sind auch Wertekonflikte. Werte stellen die Frage nach dem «Warum soll ich es tun?» und Sinn ist die zugrundeliegende Antwort auf die Frage: «Wozu und worauf hin soll ich es tun?».



Die Beziehung zwischen Normen, Werten und Sinn (Quelle: C. Metz, 2009, Kardinal König Haus Wien)

Sorgekultur und Selbstsorge

Sorgekultur beginnt mit einem sorgsamem Umgang mit sich selbst. Schon die Philosophen der Antike betrachteten die «Selbstsorge» als grundlegend für ethisches Handeln. Selbstsorge hiess, dass man seine Lebensweise, seine Wünsche und seine Ziele immer wieder überprüft und Rechenschaft ablegt über seine Gedanken und sein Handeln. «Ein Leben ohne Selbstprüfung verdient gar nicht gelebt zu werden», sagt Sokrates in einem Dialog von Platon. Für Sokrates war der erste Schritt zur Selbstsorge das Bemühen um Selbsterkenntnis. Denn das Bewusstsein seiner selbst ist nichts anderes als das Bewusstsein eines Ichs, das im gegenwärtigen Augenblick handelt und lebt. Selbsterkenntnis ist das Wissen um das eigene tatsächliche Leben. Und Selbstsorge ist die Fähigkeit, sein Leben aufgrund dieser Selbsterkenntnis bewusst, das heisst selbstbestimmt zu gestalten. Die Selbstprüfung im Dialog mit sich selbst und mit anderen (dem anderen Selbst), war in der Antike die Voraussetzung für schönes und gerechtes Handeln – und damit auch für ein gutes Leben. Erst wer fähig sei, sich um sich selbst zu kümmern, sei auch fähig sich um andere zu kümmern, lässt Platon Sokrates sprechen.

Auch Angehörige in Sozial- und Gesundheitsorganisationen können nur für andere sorgen, wenn sie sich um sich selbst kümmern, Sorge erfahren und – existenzanalytisch formuliert – auch angesichts schwieriger und leidvoller Situationen sagen können: Ich nehme an und bin angenommen, ich erhalte und gebe Zuwendung, ich erlebe Wertschätzung und ich spüre, dass es auf meinen Beitrag ankommt. Das ist auch die qualitative Essenz einer Sorgeskultur.

Dorothee Bürgi